

Zum Tode von Berthold Wulf

ein Dankesgruss

★ am 2. Juli 1926 in Hannover /

† am 11. Juni 2012 In Müllheim, Thurgau, Schweiz

Reto Andrea Savoldelli, FR-Biederthal, 6. Sept. 2012

Die folgende Betrachtung kann kein umfassendes und auch kein „wahres“ Bild von Berthold Wulf vermitteln. Meine Erlebnisse mit ihm im Kreis derjenigen Menschen vorzubringen, die am 18. August 2012 nach einer in der Christengemeinschaft Zürich durchgeführten Handlung ihre Erinnerungen mit dem Verstorbenen teilten, bestand keine Gelegenheit, weshalb ich sie hier schriftlich niederlege.

Berthold Wulfs gesellige Natur brachte es mit sich, dass er mit vielen Menschenkreisen in Berührung kam. Ich nahm ihn zunächst durch das Okular seiner Beziehung zu Herbert Witzenmann wahr und machte erst später nähere Bekanntschaft mit seinem schriftlichen Werk und dann auch mit dem Autor selbst. In das zu entwerfende Bild Berthold Wulfs fließt auch das andere mit ein, das ich selbst zu verkörpern habe. Bei jeder anderen Darstellung wäre dies genau so.

Als *Herbert Witzenmann* (1905-1988) noch lebte, zeigten die wenigsten Angehörigen seines Kreises Interesse, sich auch mit anderen originär produktiven Geistern näher zu befassen: eine Folge der Überbeeindruckung durch den Lehrer, wie dies für alle Schüler gilt. Das Widerstreben, als ich Berthold Wulf als einzigem der Redner der im Gedenken des 10-jährigen Todestages Herbert Witzenmanns durchgeführten Goetheanum-Tagung zwei Vorträge zu halten zugestand (er hatte dies zur Bedingung gemacht: zwei oder gar keinen), war bemerkenswert. Jene Tagung wurde im September 1998 von mir zusammen mit dem damaligen Vorsitzenden der Anthroposophischen Gesellschaft *Manfred Schmidt-Brabant* vorbereitet. In ihr sprach Berthold Wulf über „*Die Logik des Denkens (Hegel), die Logik des Fühlens (Goethe) und die Logik des Willens (Witzenmann)*“.

Berthold Wulf wurde 1953 in Stuttgart zum Priester der Christengemeinschaft geweiht, nachdem er zuvor dem Dominikanerorden beitreten wollte. Die erste Wirkensstätte war Berlin, gefolgt von je zwei Jahren in Heidenheim und in Heidelberg. Die längste Zeit arbeitete er, bis zu seiner „beruflichen Pensionierung“, im Zentrum der Stadt Zürich, mit deren Grundstimmung die vollsaftige Lebensfreude Berthold Wulfs auf gelegentlich befremdliche Weise kontrastierte. In den geistigen Hintergrund der Zürcher Stadtseele haben sich unter anderem der Zwingli-Protestantismus, die bürgerliche Stadtkultur Gottfried Kellers, die allgegenwärtigen psychologischen und psychotherapeutischen Lehren in der Nachfolge C.G. Jung's wie auch die Leistungsmacht-Spass-Mentalität der hochdisziplinierten Verwalter von Aktenkoffern und Leistungsbonis in den Finanz- und Medienunternehmungen eingeprägt.

Die erste Erinnerung an Berthold Wulf geht zurück auf eine gemeinsame Teilnahme an einer Sitzung des Alanus-Stiftungsrates (nicht der Alanus-Hochschule, sondern einer zuvor bereits begründeten gleichen Namens) in einem zu diesem Zweck reservierten Raum im Zürcher Hauptbahnhof. Es muss wohl 1982 gewesen sein. Als

Protokollant der Sitzungen des Stiftungsrates und für das Seminar für freie Jugendarbeit, Kunst und Sozialorganik, für den Gideon Spicker Verlag, für die Zeitschrift „Beiträge zur Weltlage“ und für die Alanus-Stiftung vollberuflich seit einem Jahr selbst tätig, stand ich jenem Menschenkreis als zentrale Auskunftsplattform zur Verfügung, ohne im Stiftungsrat eigenes Mitsprache- oder gar Entscheidungsrecht zu besitzen.

Während einer Sitzungspause trat Berthold Wulf im Pissoir ohne jede Beklommenheit neben mich an den Uriniertrog und meinte, über die weisse Keramiktrennwand hinweg: „*Sie sind doch der selbstloseste Mensch, der mir begegnet ist.*“ - Das war das erste, was ich von ihm direkt an mich gerichtet vernommen habe. Ich fühlte mich schlagartig beschämt, empfand ich die Aussage doch als reichlich überschwänglich und vermochte zudem die salopp zugeworfene Bemerkung nicht einzuordnen.

Berthold Wulf war in keiner Weise von keiner Institution zu vereinnahmen. Er lebte mit vorwiegend verstorbenen Menschengestirnen in innigem Austausch, doch liess seine Freiheitsliebe eine institutionäre Tatverbindung mit Lebenden nur schwerlich zu. Jahrelang blieb die Anfrage, im Priesterseminar der Christengemeinschaft in Stuttgart zu unterrichten, hängen. Wie jemand im Rundgespräch vom 18. August 2012 mitgeteilt hat (dieses fand im Anschluss an die in seinem Gedenken gehaltene Menschenweihehandlung in der Zürcher Gemeinde statt), war Wulfs Erklärung dafür: „*Ich wollte mir das gute Verhältnis zu Husemann (Mitbegründer der Christengemeinschaft und Leiter des Priesterseminars) nicht verderben.*“ - Wenn der Umgang für ihn inspirationslos von statten ging oder sich gemüthafte Voraussetzungen oder auch nur verwaltungstechnische Anforderungen in den unmittelbaren Verkehr zwischen Menschen einschlichen, da war er auch schon wieder weg. Dass er sich überhaupt für den Alanus-Stiftungsrat zur Verfügung gestellt hatte, der das von Herbert Witzenmann begründete Seminar in Arlesheim (ab 1981 in Dornach) finanziell fördern wollte, war allein aus Dankbarkeit und Hilfsbereitschaft Herbert Witzenmann gegenüber erfolgt.

Insgesamt hat er wohl etwa dreimal deren Sitzungen besucht. Dann gab es einige Jahre immer wiederum Entschuldigungen, die jeweils *Dr. Michael Rist* aus Zürich mitbrachte, bis man allmählich verstand, dass er sich vermutlich bereits als ausgetreten betrachtete und nur nicht verstand, warum das beim Rest noch nicht angekommen war. Irgendwann wurde dann auch die Streichung seiner Unterschrift aus dem Stiftungsregister nachgeholt.

Nach dem Tode von Herbert Witzenmann teilte Wulf mir einmal mit, dass er in einer Sitzung, bei der ich fehlte, dem übrigen Stiftungsrat vorgeschlagen habe, das Geld, über das vornehmlich debattiert wurde, meiner Person zur Verfügung zu stellen. Ich hätte seit langem bewiesen, dass ich mich sehr gut für das Seminar und den Verlag einzusetzen fähig sei. Auch Rudolf Steiner habe Gelder nie Gremien, sondern immer dazu befähigten Einzelpersonen anvertraut. Später erschöpften sich die finanziellen Mittel der Stiftung in einer neu erworbenen Immobilie in unmittelbarer Goetheanumnähe. Auch das erwähnte, von Herbert Witzenmann begründete Seminar, zu dessen Unterstützung die Stiftung ursprünglich begründet worden war, verschwand mitsamt meiner Personalie aus der Immobilie. Ich erinnere mich gut an das staunende Kopfschütteln Witzenmanns nach dem Verlassen eines seit längerem leerstehenden Theatersaales in Unterlenggenhardt - wir schlenderten an weiteren Dokumenten

anthroposophischer Schwarzwaldbauten vorbei - als er mir zu Bedenken gab: *„Die Liebe der Anthroposophen für ihre Gebäude hat doch etwas Rührendes.“*

Im übrigen fand Berthold Wulf mit seiner personenzentrierten Geldmittelzuweisung keine Zustimmung bei Witzenmann, der beispielsweise auch für den Gideon Spicker Verein einen „Wirtschaftsrat“ einrichten liess, da, wie er meinte, *„diejenigen, die das Geld ausgeben, nicht gleichzeitig diejenigen sein können, welche die Ausgaben bewilligen.“* (Was natürlich dort ganz richtig sein kann, wo es sich um das Geld der Bewilligenden handelt.)

Berthold Wulf las alle meine Artikel, egal, wo sie erschienen. Einmal meinte er zu einer in „Das Goetheanum“ veröffentlichten Aufsatzfolge über J.G. Fichtes und R. Steiners Verhältnis zur Freimaurerei: *„Sie schreiben viel besser als ich“*, was, ohnerachtet der völligen Unangemessenheit der Aussage, seine tiefverwurzelte Beziehung zu geistigen Wettkämpfen zum Ausdruck brachte. (Weshalb wurde wohl aus dem Gang der Jünger zum leeren Grab ein Wettrennen?) - Er empfand es auch nicht als unschicklich, wiederholt in Vorträgen darauf hinzuweisen, dass er bald so viele und später, ebenso viele Vorträge wie Rudolf Steiner gehalten habe. Auch wenn niemand genau nach der Zählweise fragte und ihm dafür auch zwanzig Jahre mehr als Rudolf Steiner zur Verfügung standen - in solchen Dingen verblüffte er immer wieder mit einer geradezu unverschämten Kindlichkeit.

Überaus klar ist mir die Erinnerung an meinen ersten Besuch in seiner Zürcher Wohnung. Es war niemand sonst zu Hause. Auf seine Bettstattweisend: *„Hier ruht jede Nacht mein sündiger Leib.“* Bald darauf riss er mich von der Betrachtung aller möglichen Pferdchen, die auf Simsen und Gestellen verstreut aufgestellt waren - von kunstfertigen Nachahmungen antiker Vorbilder über die kitschigsten Plastikpferdchen war so manches vereinigt - um für mich eine von einem rosa Eurythmieschleier bedeckte Waffe hervorzuholen. *„Aber das bleibt unter uns, denn das passt nun gar nicht zu einem Priester.“* - Es war sein Gewehr aus der Wehrmacht! Da ich nicht waffenkundig bin, konnte ich mir nicht merken, ob es sich um einen Karabiner, ein Maschinengewehr oder um das Sturmgewehr 44 handelte. Es war wohl nicht sein persönliches Gewehr, sondern vermutlich ein später als Nostalgieobjekt erworbenes Exemplar. Er ergriff und entsicherte es mit einer schnellen Bewegung und bemerkte: *„Wenn ich irgendwo dieses Geräusch hörte, ob am Tag oder des Nachts, konnte ich beruhigt sein, denn dann wüste ich, dass Kameraden in der Nähe sind.“* - Berthold Wulf wurde mit siebzehn in den Kriegsdienst eingezogen und schon bald für besondere Tapferkeit ausgezeichnet. Damit verhielt es sich so, wie er auf der Autofahrt von Dornach nach Zürich (siehe den nächsten Absatz) erzählte. Er war bald nach seinem Eintritt in den Krieg von der Gewissheit durchdrungen, dass er heil aus ihm wieder herauskommen werde. *„Von diesem Moment an habe ich immer nur in die Luft geschossen.“* - Dass sich dem Jüngling das Geknatter und Gedonner der Geschütze so tief eingprägten - hatte er doch auch den berühmten D-Day, die Invasion der Alliierten in der Normandie in einem andauernden Ausnahmezustand miterlebt - ist nicht verwunderlich. Später wurde er an die Ostfront verlegt und geriet im allgemeinen Zusammenbruch fünfmal in Kriegsgefangenschaft, deren er sich aller durch Flucht entzog. - Unser Gespräch über die Dornacher Verhältnisse, nach denen er mich befragte, wurde für längere Zeit unterbrochen, nachdem er ein Telefongespräch zu führen begann, dem ich entnehmen konnte, dass

eine untröstliche junge Frau den Selbstmord ihres Freundes mitteilte. Berthold Wulf kannte beide Menschen und ich wurde Zeuge, mit welcher inniger Anteilnahme er zu trösten und zu stärken in der Lage war. Ich hatte dies nicht lange vorher selbst am eigenen Leib erfahren, während ich mich freudlos, eines grossen Verlustes wegen, durch die Wochen schleppte. Aus heiterem Himmel kam sein Telefonanruf, der mich nachhaltig stärken sollte. Erst viel später erfuhr ich von ihm, dass er selbst zuvor einen Anruf Herbert Wizenmanns erhalten hatte, in dem dieser ihn gebeten hatte, sich meiner anzunehmen.

Persönlich lernte ich ihn näher kennen, nachdem ich ihn im Rahmen der Assenza-Malschule zu einem Vortrag in die Rudolf Steiner-Schule Birseck eingeladen hatte. Wenn ich auch zuvor bereits einige seiner Vorträge für das Seminar und die Tagung „Beiträge zur Weltlage“ in Arlesheim organisatorisch begleitete (die Fahrdienste zum Bahnhof Basel gehörten zu meinen gern übernommenen Pflichten), so stand ich ihm doch vorwiegend nur als „Funktionär“ des „Wizenmann-Kreises“ gegenüber. Der erwähnte Vortrag jedoch kam auf meine eigene Initiative zustande. Ich wünschte von ihm, dass er über den künstlerischen Prozess sprechen möge. Und wenn es auch oft der Fall war, dass in seinen Vorträgen nicht drin war, was aussen drauf stand, so nicht bei diesem. Es wurde zum wohl geschlossensten und gedankenkräftigsten Vortrag, den ich von ihm erleben durfte. Ohne alle Witze, da das überwiegend junge Publikum weitgehend neu für ihn war und keine dahingehenden Erwartungen hegte. Hinter der vollständigen Inkarnation des Geistgehaltes im Stoff als einer der polaren künstlerischen Bildungsprozesse erschien Gethsemane, hinter der Aufhebung des Stoffes, seiner Transsubstantiation im Geiste der Berg Tabor. Dazwischen das Ringen um die schöne Gestalt im Inneren und im Äusseren.

Nach dem Vortrag wollte er von mir und Magdalena Lorenz, die uns begleitete, zu Frau Jung, der Mäzenin des Malers Assenza gefahren werden, die beim Vortrag anwesend war und ihn nun noch wegen der schlechten Atmosphäre in ihrem Hause um Rat gebeten hatte. Sie fühlte sich unwohl und vermutete schlechte Einflüsse von Verstorbenen. Wir waren zugegen, wie Wulf sie mit ihrer Villa aussöhnte. Das Haus sei kein Problem. Nur sie selbst benötige etwas mehr astrale Wärme. Er riet ihr, sich einen grossen Hund anzuschaffen. Das fanden wir eine sehr gute Idee, die Frau Jung jedoch nicht umzusetzen in der Lage war. Mitternacht war vorbei und es war unklar, wie Wulf Zürich erreichen sollte. Auswärtige Übernachtungen lehnte er immer ab, sodass Magdalena Lorenz und ich ihn per Auto nach Zürich fuhren. Bei Fahrten nach Zürich, die ich später allein unternahm, schien mir Wulfs Lebensort sich inzwischen von Basel weit entfernt zu haben.

Zur Zeit seines Studiums am Priesterseminar in Stuttgart war Berthold Wulf jahrelang Hörer von Wizenmanns Vorträgen und Seminarien gewesen. Er war für ihn der erste wirkliche Lehrer gewesen, dem er ausser Rudolf Steiner unter Anthroposophen begegnet war, wie er mir sagte. Bei ihm fand seine Denknatur Nahrung. Wizenmanns Auseinandersetzung mit der Anthroposophie empfand er als vorbildlich. (Die schönste Würdigung seines Lehrers findet sich in den ersten Kapiteln seines Werkes „Jesus Christus - vere homo, vere deus“.) - Zu Wizenmanns 77. Geburtstag schrieb er ihm: *„Sie wissen es wohl gar nicht, welchen Platz Sie in meinem Leben und Werden einnehmen: Rudolf Steiner ist mein erster Lehrer, Sie mein zweiter! Von Anfang an, als*

ich Pfingsten 1947 die Anthroposophie kennenlernte, waren Sie mir Pforte dabei. Damals las ich „Die Drei“: Ihre Aufsätze waren es, die mich vertrauen liessen, dass Rudolf Steiner würdige Schüler hatte. Durch Sie fand ich den Weg nach Stuttgart - es war nicht das Priesterseminar - sondern Ihre Gegenwart. Und so verdanke ich eigentlich Ihnen den ganzen weiteren Fortgang meines Schicksals, nicht meinen Pfarrkollegen - mit ganz wenigen Ausnahmen. Und durch Sie lernte ich auch, „um der Töchter willen die Mutter nicht zu vergessen“, und habe meine Aufmerksamkeit auch der Gesellschaft zugewendet. Ich bin froh, dass ich mich Ihr Schüler nennen darf, und werde das auch gern so weiter tun.“¹

Danach verloren sich die beiden für viele Jahre aus den Augen. Erst in den 80-ern begegneten sie sich neu, worauf ihn Witzenmann oft über mich zu Vorträgen an den von ihm geleiteten Tagungen einladen liess. Wie er Berthold Wulf anlässlich seines allerersten Vortrages dem Publikum der Tagung „Beiträge zur Weltlage“ in der „Obesunne“ in Arlesheim vorstellte, war ein Erlebnis für sich. Witzenmann wurde nicht müde, die Fähigkeiten und Leistungen des „Tausendkünstlers“, wie er ihn nannte, aufzuzählen. *„Ist er doch ein gelernter Goldschmied, ein ausdauernder Reiter, ein ausgebildeter Landwirt und Irisdiagnostiker, ein Theologe und hervorragender Kenner der Philosophiegeschichte, er ist Altphilologe und kennt sich in Latein, Griechisch und Hebräisch bestens aus, er ist Seelsorger und auch Psychiater, er ist Homöopath und Lyriker, Exeget und Essayist, dann ist er auch Alchimist.“* - Die Aufzählung schien kein Ende zu nehmen. - Dann hörten wir - die Spannung wuchs ins Unerhörte: *„Trotz alledem, es gibt eine Sache, die Herr Wulf nicht kann, - wirklich nicht kann.“* - Lange Pause: *„Er ist unvermögend, ein schlechtes Gedicht zu schreiben.“* - Von unterschiedlicherem Temperament als Witzenmann und Wulf konnte man kaum sein, auch beim Schreiben von Gedichten nicht. Witzenmann überarbeitete seine Gedichte immer wieder und schloss sie in seine Schubladen ein (von den über tausend nach seinem Tode vorgefundenen waren in seinen jungen Jahren nicht mehr als ein Dutzend veröffentlicht worden.) Posthum kamen sie gebündelt zum Vorschein, die meisten mit einem einschränkenden Hinweis auf das Provisorische ihrer Erscheinung, die *„nur nach mehrmaliger Überarbeitung eine dem Kunstsinn empfängliche Formgestalt anzunehmen in der Lage wäre.“* - Wulf hingegen fielen die Terzinen zu Tausenden in den Schoss. Alles, was er niedergeschrieben hatte, gelangte irgendwie auch in den Druck seiner von ihm selbst veranstalteten Gesamtausgabe, die bei seinem Tode dreiundzwanzig Bände aufwies (die meisten haben zwischen 500 und über 1000 Seiten). Was gedruckt war, bekam er, wenn es ihm nicht vorgelesen wurde, nie mehr zu Gehör. Wie hätte er auch sonst Zeit finden können, all das Ungeschriebene festzuhalten!

Berthold Wulf beeindruckte alle durch seine unbändige Virilität, die bereits als solche therapeutisch wirken konnte. Viele besuchten seine Vorträge jener anregenden Wirkung wegen, ohne die präsentierten Ideenbewegungen mit eigenem Interesse verbinden zu können. Er selbst jedoch ging, so lange es ging, allzu ängstlichen oder gar unter Zwangsvorstellungen leidenden Menschen aus dem Weg. Er war auch nicht dazu aufgelegt, unsichere Menschen durch Ohrleihgaben zum Sprechen zu bewegen. Zum mindesten nicht im geselligen öffentlichen Verkehr. Das mochte in einer seelsor-

¹ zit. nach K.Hartmann, Herbert Witzenmann, Biographie II, S.512

gerischen Situation anders sein. Hingegen machte es ihm nichts aus, wenn verbal die Klängen gekreuzt wurden. Doch entschied über den Ausgang des Kampfes nicht die Belastbarkeit logischer Argumente, sondern allein die Festigkeit der geistigen Lebensenergie.

Einmal versuchte ich mich für eine Äusserung zu entschuldigen und erwähnte, dass er sich vermutlich gekränkt gefühlt habe. Er tat so, als wüsste er nicht, worauf ich hinaus wollte. *„Aber nein, wieso sollte ich gekränkt gewesen sein, da müssten Sie mir schon einen Tritt in den Bauch verpasst haben.“*

Ein anderes Mal erzählte er mir, dass er Herbert Witzenmann, als ihn dieser einmal in Zürich besucht hatte, auf ihre Beziehung in einem gemeinsamen letzten Leben hingewiesen habe, was Witzenmann einige Zeit später brieflich bestätigt habe. Wulf erwartete, dass ich nachfragen würde, was jedoch nicht geschah. Später habe ich den Inhalt seiner Andeutungen selbst gefunden, ohne sie jedoch verifizieren noch falsifizieren zu können. In den letzten Jahren trat die Berücksichtigung früherer Inkarnationen in Wulfs Selbstverständnis (es seien ihm, wie er mir gegenüber in St.Guilhelm erwähnte, zumindest drei unter ihnen bewusst geworden), wenn auch nicht in seinen Vorträgen, so doch zwischen den Zeilen stark in Erscheinung. Dadurch schob sich ein für mein Empfinden problematischer Klang in die persönlichen Verhältnisse, da ihm die anderen Menschen mitsamt ihren Vorstellungen über seine früheren Lebensformen begegneten, was der Unbefangenheit und Unmittelbarkeit der Kommunikation nicht gerade förderlich war. So war anlässlich des ihm zu seinem 75.Geburstages in der Dornacher Schreinerei gewidmeten Symposiums die Dichtergestalt Hölderlins allgegenwärtig. Einige Horationen beteiligten sich an der Erforschung der Lebenswege von Wulf und Hölderlin, der ich selbst beklemmt beiwohnte. Später trat dann ein weiterer Hellseher auf, der im Internet Wulfs Bekanntschaftskreis über seine mit Hilfe Marie Steiners gemachte Geistesforschung aufklärte, derzufolge Wulf nicht Hölderlin, sondern einer seiner Freunde gewesen sei soll. - *„Wer auf Grund seelischer Beobachtungen erkannt hat, dass im Vorstellen der geistlebendige Wesenstausch mit dem Urbildlichen abgelaßt wird und erstirbt, wird sich hüten, seine Seele zur Rumpelkammer intellektualistisch aufgehäufter Vorstellungs-Blindpackungen geisteswissenschaftlicher Inhalte zu machen oder gar diese unter dem Vorgeben, sie enthielten mehr als die hineingeblasene Atemluft, auf dem Jahrmarkt des Erfolgs feilzubieten“* (aus H.Witzenmann, das sokratische Motiv in der „Philosophie der Freiheit“ Rudolf Steiners).

Es gab auch Vorträge, die, wenn man so will, gründlich schief liefen. Gerade in derjenigen Bewusstseinsverfassung, in die er sich hinaufentwickelt hatte. Er beachtete sehr pflichtbewusst viele der Meditationsempfehlungen und Seelenübungen, die von Rudolf Steiner stammen. Auf seiner Indienreise lernte er so manchen indischen Mahatma kennen. Er trug danach einige Zeit „gezauberte“ Asche des Sai Baba in seiner Kitteltasche, der ihn aus einer grossen Zuhörermenge herausgepickt und in sein Zelt gebeten hatte. (Dauerhaft in der Hosentasche war hingegen eine Kopie des recht grossen Bernwardkreuzes 12 .Jhdt. verstaubt, das er als Goldschmiedelehrling selber angefertigt hatte). - Trotz des trügerischen Aschenzaubers: *„Vieles von dem, was die Inder machen, nennen wir bei uns Dösen,“* lautete seine Einschätzung.

Sein Gedächtnis war enorm und nur dadurch erklärt sich das Wunder, wie es mir vorkam, als er mir einmal sagte, er habe alle Mantren der neunzehn Klassenstunden

Rudolf Steiners auswendig parat und wähle dann jeweils aus, mit welcher er sich beschäftigen wolle. - Dadurch kamen unter seinen Vorträgen eindimensional ein Thema kompilatorisch umkreisende oder das Thema verstandesmäÙig aufdröselnde nicht vor. Er schöpfte aus dem Vollen und sprang in die Luft, wobei er die Erwartungen der Zuhörer, die sich an dem zuvor gedruckten Titel gebildet hatten, oft in harte Bedrängnis führte. - Was es jedoch durchaus gab, und das waren meinerwegen „kleine Katastrophen“, deren sich vermutlich wenige Zuhörer bewusst wurden, dass der inspiratorische Faden, der ihn meist sicher in die Darstellung einer Ganzheit einführte (mochten auch noch so viele elementare Sprünge und Einschübe dabei erfolgen), sich nicht einstellen wollte. Was er dann für gedankliche Kapriolen schlagen musste, erschreckte mich (er erschien mir dabei wie der oft von ihm erwähnte Frosch, der sich vor dem Ertrinken im Rahmtopf dadurch rettet, dass er so lange darin herumstrampelt, bis er auf gehärteter Butter festen Stand findet.) - Bei einem dieser Ereignisse war Herbert Witzenmann dabei und ich gestand ihm, dass ich mich um Berthold Wulf Sorgen machen würde und dass ich bei ihm wie bei keinem anderen die physische Abwesenheit eines grossen Eingeweihten wie Rudolf Steiner vermissen würde, welcher seinen fortgeschrittenen Schülern ordnend und ratend zur Seite stehen könnte. Witzenmann erschien die ganze Angelegenheit keineswegs in tragischem Licht. Doch meinte er immerhin: *„Sie haben Recht, Herr Wulf ist jetzt in einem Alter, wo er vielleicht noch einen anderen Vortragsstil ausprobieren könnte.“* - Ende der Durchsage. Ich musste nachfragen: *„Ja, in welcher Richtung stellen Sie sich diesen denn vor?“* - *„Herr Savoldelli, Sie wissen doch selber, dass man Vorträge auch vorbereiten kann.“*

Einige Zeit vor Witzenmanns Tod bat ich Berthold Wulf, sich in Zukunft mit seinen Vorträgen ins Zentrum unserer Seminaraktivität zu stellen. Es entsprach meiner liebsten Vorstellung über eine Fortführung des Seminarimpulses nach dem Tode Witzenmanns, wenn Berthold Wulf sich an jener beteiligen würde. Witzenmanns ungeheuerlichen Kampf innerhalb des Goetheanum-Vorstandes (siehe meine Dokumentation hierzu) hat der Geisteskämpfer Wulf seltsam unberührt und unerwähnt gelassen, ganz im Gegensatz zum schriftlichen Werk Witzenmanns, das er freimütig auch in Zeiten, wo dies nirgends ungeteilte Freude fand, seinen Zuhörern anpries. Innerhalb der Anthroposophischen Gesellschaft, worin er den weitaus grössten Teil seines Publikums fand, sprach er über Konstitution und Wirklichkeit einer freien Hochschule für Geisteswissenschaft auch nur, insofern sie ihm aus den Vorgängen bis zum Tod Rudolf Steiners entgegengetreten waren. Womit ich nicht zum Ausdruck bringe, dass er sich nicht insgeheim seine Meinung über die geschichtlichen Ereignisse der Anthroposophischen Gesellschaft gebildet haben mochte. Nur hat er darüber nie gesprochen, weshalb er auch von unterschiedlichen Einrichtungen zum Vortragen aufgefordert wurde, welche sich selbst fremd bis feindselig gegenüber stehen konnten. In dieser Hinsicht gehörte Berthold Wulf, obwohl formell natürlich als Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft in ihr tätig, doch zu den „ruhenden Mitgliedern“, als er sich, durch seine Stellung in der Christengemeinschaft darin bekräftigt, als externer Beobachter verstand.

Markus Sieber erzählte mir, dass er einmal nach einem Vortrag zur Aufgabe der anthroposophischen Gesellschaft Wulf gegenüber geäussert habe, dass er nicht verstehen könne, dass er so positiv auf die Gesellschaft blicken würde, worauf ihm Wulf erwidert habe: *„Ich bin nicht besonders zuversichtlich, ich bin nur höflich.“*

Über meine erwähnte schriftliche Anfrage informierte ich Herbert Witzenmann erst, nachdem mir Wulf freundlich dankend abgesagt und dabei auf seine priesterlichen Verpflichtungen hingewiesen hatte. Witzenmann begrüßte meine Anfrage im nachhinein und meinte, unser gemeinsamer Wunsch, Wulf als Mitarbeiter des Seminars zu gewinnen, dürfe aufrecht erhalten bleiben, vielleicht werde er nach Wulfs Pensionierung in Erfüllung gehen können. „*Ich hätte so direkt nicht schreiben können, erkläre aber gerne, dass Sie es ganz in meinem Sinne getan haben. Einen besseren Mitarbeiter als Herrn Wulf können wir nicht finden,*“ schrieb er mir in seinem Brief vom 6. März 1987.

Am Michaelstag 1988 zelebrierte Berthold Wulf auf Wunsch der Familie in Pforzheim die Totenfeier für Herbert Witzenmann. - Einige Jahre zuvor hatte Witzenmann mir gegenüber eine Bestattung (diejenige für *Betty Lipin*, der Begründerin der erwähnten Alanus-Stiftung) erwähnt, bei der auch Berthold Wulf zelebriert hatte. Was er daraufhin mit der Bemerkung: „*Es war stark katholisch gefärbt*“ (im Sinne von „für mich etwas zu katholisch“) meinte, wurde mir (als einem angestammten Katholiken) nicht recht klar. Ich hatte damals noch keine Überlegungen zu „Stilfragen“ des Sakramentalen angestellt. Ich fragte bei Witzenmann auch nicht nach. Womöglich hing es irgendwie mit Wulfs Bemerkung zusammen, die in der erwähnten Zürcher Gesprächsrunde wiedergegeben wurde, dass er einmal gemeint hatte: „*Ich bin ja der einzige Priester, der vor dem Altar wirklich niederkniet*“. (Mir selbst war zuvor an den Bewegungen von Pfr. Giezendanner das flüchtige, eher andeutende als wirklich das volle Gewicht aufnehmende Knien aufgefallen.)

Noch etwas zu Wulfs äusserer Erscheinung: Als ich ihn kennenlernte, war er rund achtundfünfzig Jahre alt. Seine Vitalität übertrug sich auf die meisten seiner Zuhörer. Sie erschien im nach innen gekehrten, fast glucksenden Lachen, wie kindlich aufgelöst. Sie erschien auch in seiner schnellen Sprechweise im norddeutsch gefärbten Dialekt. Beim Sprechen hatte er oft die Hände in Brusthöhe zu Fäusten geballt (nicht hart, sondern eher gebauscht), oft hielt er, wie um die Kraft zu besänftigen, ein weisses Taschentuch in der einen Faust, mit der er sich gelegentlich die Mundwinkel abtupfte. Wenn er im immer schwarzen Kittel begann, so entledigte er sich dessen meist bald einmal und hängte sich ihn oft über die Schultern. Auch sonst war seine Kleidung schwarz, seine weissen, meist ärmellosen Hemden blitzten unter den jahreszeitlich verschieden grossen schwarzen Pullis durch. Wenn es sehr warm war, sprach er nur im weissen Hemd. Im übrigen hatte ich den Eindruck, dass ihm Kälte nicht zu schnell zusetzte. Sprechend blieb er meist fest an einem Ort. Ab und zu machte er einige Schritte mit weichen, federnden, eher kurzen Schritten zur Wandtafel oder sonst an die Bühnenkante zu den Zuhörern hin. Schnell kritzelte er die in seiner Rede auftretenden wichtigsten Ausdrücke und Begriffe an die Tafel, ohne dabei den Sprachfluss zu unterbrechen. Seine Kritzeleien, die in ihrer Unlesbarkeit nicht für das Publikum, sondern für ihn bestimmt waren, übertrug er nach dem Vortrag in ein Notizbuch (meist aus einem Sitz der ersten Zuhörerreihe aus). Einen grossen Teil seiner letzten Bücher entstanden im erneuten Durchdenken und in der sprachlichen Wiederbelebung seiner im Zusammenschluss mit dem Publikum inspirierten mündlichen Darstellung.

Diese Eigenart und einige andere von Berthold Wulf besitzt auch *Dr. Attila Haug*. Attila Haug ist eine der Hauptgestalten meines Romans „Hieronymus - über Kino und

Liebe in Zeiten der Reinkarnation“, in der ich Berthold Wulf ein „romantisches“ Denkmal gesetzt habe. Das Buch war einige Jahre zuvor in einem Filmdrehbuch verkörpert, das einem Filmprojekt zugrunde lag. Für die Rolle von Dr.Haug konnte es nun keinen anderen Schauspieler als Berthold Wulf selbst geben. Somit habe ich ihm den Film in kurzen Zügen erläutert und ihm per Laptop Videos aus der Vorproduktion in Südfrankreich gezeigt. Als Filmschauspieler angefragt zu werden, gehörte nicht zu seinen täglichen Erfahrungen und befremdete ihn zu Beginn zweifellos. Die obwaltende Tatsache von „jede Ähnlichkeit mit noch lebenden Personen ist beabsichtigt“ habe ich ihm nicht verraten, da sie sich während der Herstellung des Films ohnehin offenbart hätte. Angesichts der vorliegenden Konstellation rang er sich zu einer provisorischen Zusage durch. Ich erinnere mich an den zustimmenden Tonfall, mit dem er, auf der Treppe im obersten Stock an den unteren Zäune 19 in Zürich stehend, mir treppabwärts nachrief: *„Wenn das Ganze weiter gediehen ist, so kommen sie einfach wieder auf mich zu.“* - Später bat ich ihn um Erlaubnis, zwei seiner Gedichte für die mittelalterlichen Szenen verwenden zu dürfen. Sie passten perfekt. (Sie finden sich in der mit „Heroische Landschaft“ überschriebenen Gedichtsammlung in Band XIII seiner Gesamtausgabe). Als ich sie ihm vorgelesen hatte, meinte er: *„Das soll ich geschrieben haben?“*

Die eher kurzen Schritte, mit denen er jeweils das Rednerpult verliess, offenbarten sich auch in anderer Form: in der mit beherrschter Tonstärke verbundenen Stimme (man verstand ihn bis in die hintersten Reihen gut) und in der im Verhältnis zur vorhandenen Leibeskraft kleinen bis geradezu mikroskopisch kleinen Schrift, mit der er sich in seinem Leben gewiss viele Tausend Blatt Papier eingespart hatte. In den Momenten, wo ich ihn schreiben sah, war es mir, als ob er das Minimalformat benötigte, um seine rasch galoppierenden Gedankengänge in die Schriftform hinein bändigen zu können. Dabei erschien sein physischer Leib sich wie am kurzen Zügel zu bewegen. Er war kurzsichtig und wenn er etwas nicht lesen konnte - das konnte auch seine eigene Schrift sein -, schob er sich seine kleine, randlose Brille in die Stirn oder ins Haar und zog das Papier an die Nasenspitze. Wenn ich ihn auf dem Basler Bahnhof mit dem Auto abholte, trat er mir im schwarzem Mantel und mit breitkrepfigem Hut entgegen. Sein Brustkasten war gross und kräftig, Hände und Finger ebenso, doch eher kurz.

Worum ich ihn beneidete, war sein in schönen Wellen gebändigtes, volles Haar, das unweigerlich an die bekannten Plastiken griechischer Heroen erinnerte. Von Jahr zu Jahr färbte es sich allmählich ins herbstlich Graue um. In den letzten Jahren verlor sein physischer Leib die athletische Spannkraft. Es setzte sich ein Bäuchlein an und die Haare verloren ihren welligen Glanz und wurden strähniger.

Davor ereignete sich jener mörderische Überfall, den ein verwirrter Student der Anthroposophie des nachts in seiner Wohnung auf ihn verübte, nachdem er die Eingangstüre aus Glas eingeschlagen hatte. Berthold Wulf rang den grossen, viel jüngeren Mann, der mit zwei Messern auf ihn einstach, nach einigen langen Minuten nieder, bis er ihn unter sich hatte und ihn, wie er später sagte, hätte töten können. *„Doch ich liess ihn laufen. Ich wollte nicht im ‚Blick‘ lesen: Sektenpfarrer tötet Einbrecher.“* - Er selbst wurde mit vierundzwanzig Messerstichen in die Notfall-Station eingeliefert, wo sein Leben nach einer vierstündigen Operation als gerettet erklärt wurde. Nur eine Fingerkuppe fehlte. Sie war vom verhinderten Mörder abgebissen und verschluckt worden. - Es verging erstaunlich wenig Zeit, bis Wulf seine Vorträge wieder-

rum aufgriff und gutgelaunt seine Hemdsärmel hochkrempelte, um einige seiner Narben vorführen zu können. - Von einem Sohn erfuhr ich, dass er als junger Mann vorübergehend auch den Boxsport ausgeübt und in der Wehrmacht ein besonderes Training der Nahkampfschulung absolviert hatte, was ihm diesmal geholfen hatte, sein Leben zu verteidigen. Dabei erfuhr ich auch, dass er Sympathien für den Boxchampion *Cassius Clay* (später Muhamed Ali), insbesondere für dessen groteske Selbstanpreisung: „*Ich bin der Stärkste, der Schnellste und der Schönste*“ gehegt hatte.

Nach einem Locationscout für den Hieronymus-Film in den französischen Pyrenäen, den ich im Juli 2004 zusammen mit meiner Tochter Rahel unternommen hatte, besuchten wir auf der Rückreise den Ort St.Guilhelm le désert. Mir wurde mitgeteilt, dass an jenem Ort Berthold Wulf oft in Ferien weilte und sich dort sogar einen kleinen Weinberg gekauft habe. Bei dem historischen Guilhelm, dem Paladin Karls des Grossen, dem Willehalm Eschenbachs soll es sich der Forschung Werner Greubs zufolge um keinen anderen als Eschenbachs Kyot (franz. Guillot), dessen Gewährsmann für die Historie Parzivals gehandelt haben. Dieser Willehalm hat in seinen letzten Jahren den Ort, der später nach ihm benannt wurde, mit einem Kloster begründet und verbrachte dort seinen kurzen Lebensabend. Mit Wulfs zustimmender Beurteilung von Greubs Forschung, war auch der Grund für seine Vorliebe für diesen Ort gegeben.

Wir wussten nicht, ob Wulf zur Zeit dort weilte, als wir ihn schon bald mit seiner Frau und weiteren Begleitern antrafen, wie er inmitten touristischer Eintagsbesucher die einzig nennenswerte Gasse des Ortes duchsclenderte. Er freute sich, uns zu sehen und lud uns abends zum Studienkreis in seine Wohnung ein. Der Abend verlief sehr gesellig, wobei nicht deutlich wurde, ob es ein gemeinsames Thema gab, das die Voten hätte verbinden können. Wulf war einmal mehr quietschfidel und hatte seine Freude daran, Rahel auf verschiedene Weise zu necken oder zu verunsichern oder zu erheitern oder was weiss ich. Auf jeden Fall erschwerten für sie seine diesbezüglichen Bemühungen den Zugang zu seiner Person erheblich. Ihr schien Wulf inmitten seines Kreises und mitsamt seinen Witzen, die auch die Einrichtung der monogamen Ehe einschlossen, gelinde gesagt, merkwürdig. - „*Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob er nicht zuvor ne bessere findet*“, war einer seiner verwendeten Wahrsprüche.² Ich erinnere mich noch, wie er in seine launigen Reden dies und jenes aus der geistigen Forschung nebenbei einstreute, als ob das ohnehin jedem Anwesenden bekannt sei. Beispielsweise, dass sich die Elementargeister in der Abenddämmerung von den Pflanzen ablösen würden und daher in jener Zeit besonders leicht zu beobachten seien.

Nun, seine Witze hatten es in sich und waren in der Lage, mich nicht nur einmal zu erheitern. Da fragt einer den anderen: „*Hast du das Kapital von Karl May schon gelesen?*“ - „*Was, Karl May, das ist doch von Karl Marx!*“ - „*Ah, jetzt verstehe ich,*“ sagt der erste, „*ich habe mich schon gefragt, warum da so wenig Indianer vorkommen!*“ -

² Markus Sieber erzählte mir eine hierzu kontrastierende Anekdote, der er vielen Jahren zuvor beigewohnt hatte. Er hatte Wulf um Rat in eine studentische Runde eingeladen, die sich in Bern um das Verständnis der Dreigliederung bemühte. Wulf erschien in Begleitung seiner Frau, über die er während des Gesprächs sagte: „*Sie ist ohnehin die Schönste in diesem Kreis.*“ Und um nach einiger Zeit hinzuzufügen: „*Ich sehe, dass es einig hier gibt, die dem nicht zustimmen. Die Sache ist nur die, dass sie Unrecht haben.*“

Ein Vertreter kommt auf den Bauernhof und will den Bauern sprechen. Die Bäuerin: „*Er ist dort hinten bei den Schweinen. Sie erkennen ihn an der Zipfelmütze!*“

Am kommenden Tag brachte ich meine Tochter in Montpellier auf den Zug. Ich selber war von der Schönheit von St.Guilhelm und seiner Umgebung so eingenommen, dass ich mich zurückzufahren entschloss. Ich übernachtete im nahen Saint-Jean-de-Fos und zog in der Frühe los, um St.Guilhelm filmisch festzuhalten. Ich hoffte darauf, dass sich zur frühen Stunde noch keine Touristen durch das Örtchen drängen würden. Dies traf zu und ich stellte somit die Kamera auf der südlichen Seite des Dorfbaches aufs Stativ und richtete ihr Objektiv auf den Fussweg im Norden, der auf der anderen Seite des Baches zu den Resten der alten Stadtmauer hinaufführt. Als ich durch den Sucher blickte, entdeckte ich durch die gezoomte Linse einen frühen Störefried, der den freien Einblick in die Landschaft verstellt. Es ist Berthold Wulf, den ich, je länger die Filmaufnahme dauert, mit zunehmendem Erstaunen beobachte. Der entstandene Dokumentarfilm über St.Guilhelm zeigt ihn während einigen Minuten, wie er - zuerst allein, später wie ein Geist inmitten des Touristenstroms - das ihm gut vertraute Gelände einmal mehr erkundet. Dabei geht er dieselben hundertfünfzig Meter mehrmals hin und her, wobei das alte Stadttor die Grenze seiner Wege markiert. Dabei bückt er sich, hebt einen Stein auf, um ihn zu untersuchen, legt ihn wieder hin, macht ein paar Schritte, dreht sich um, wie wenn ihn jemand gerufen hätte, nimmt einen altertümlichen Fotoapparat aus der Ledertasche, knipst in die Luft, schaut nochmals hin, geht sinnend weiter, bis er wiederum innehält, wie jemand, der sich bewusst wird, etwas vergessen zu haben. Es ist das Bild eines inmitten sonnenheller Tageswirklichkeit so sehr an die in ihm aufsteigenden Gedanken Verlorenen, dass diese es sind, die ihn in der Sinneswelt schlafwandlerisch führen. Und nicht etwa der Vorsatz eines gesundheitsdienlichen, frühen Morgen-spazierganges.

Daraufhin folgte ich dem Bach hinauf ins Tal des Gellone, ohne mich Berthold Wulf erkannt gegeben zu haben. Ich habe ihm das Video anlässlich seines 80. Geburtstages zugesandt, wobei im Kreis seiner Familie einige Schwierigkeiten entstanden, mit der DVD etwas anzufangen. Es kann gut sein, dass er das Video nie gesehen hat. Was ich jedoch später entdeckte, waren die ersten Fotografien, die er einem seiner Bücher beigefügt hatte. Sie sind klein und von geringer technischer Qualität und stammen sicher von dem erwähnten Gerät. Die Bilder finden sich hinten im Band XXI seiner Gesamtausgabe, in einem Abschnitt mit dem Titel: „*In St.Guilhelm le désert*“. Vielleicht wurde eines von ihnen geknipst, während ich ihn filmte.

An einem warmen Junitag besuchte ich ihn mit dem Motorrad noch einmal in Müllheim, zwei Jahre vor seinem Hingang. Seine Frau und eine seiner Schwiegertöchter empfangen mich überaus liebenswürdig. Er war sehr unsicher auf den Beinen und benutzte einen markant geschnitzten Stock, um sich fortzubewegen. Auch wenn sein Erinnerungsvermögen inzwischen sehr gelitten hatte, so nicht seine Lust, Witze zu reissen. Doch meist sass er ruhig da und liess das Gespräch der ihm Vertrauten an sein Ohr klingen. Gelegentlich meldete er sich fragend zu Wort, um dann frohgemut festzustellen: „*Das verstehe ich alles nicht*“. Seine Schwiegertochter bestätigte, dass er sich meist fröhlich gebe und auch die anderen mit seiner optimistischen Grundstimmung anstecke. „*Ach Kinder, was haben wir heute wieder für einen schönen Tag!*“, hiess es dann.

Ich überreichte ihm den Manuskriptdruck meines „Hieronymus“, der inzwischen aus dem nicht realisierbaren Filmprojekt, über das wir uns früher in Zürich unterhalten hatten, entstanden war. Er legte es vor sich hin und vergewisserte sich wiederholt, dass ich wirklich dieses Buch geschrieben habe. Es schien für ihn kaum glaubwürdig zu sein. Mehrmals las er den Titel, dann: „*Das werde ich jetzt lesen.*“ - Dann buchstabierte er den Namen des Autors und meinte: „*Den kenne ich!*“. Dann schaute er mich von der Seite zweifelnd an. „*Sind Sie Reto Andrea Savoldelli?*“ - „*Ja, der bin ich.*“ - „*Ich habe mich Sie anders vorgestellt.*“ - So war er dem Aufmerken auf die endlosen Veränderungen, die das Leben im Vergänglichen mit sich bringt, bereits enthoben. - „*Ich habe heute vormittag auch ein Gedicht geschrieben - ein langes,*“ sagte er.

Seine Frau fand heraus, dass ich eines seiner zahlreichen Bücher noch nicht besass: „*Jesus Christus - vere homo, vere deus.*“ - Dieses wollte sie mir im Gegenzug schenken. Sie führte mich durch Hof und Haus, bevor sie beim Raum ankam, wo die zahlreichen Editionen seiner Bücher lagerten. Berthold kam langsam hinterher, um sich zu versichern, dass nach der Übergabe noch mindestens ein Exemplar übrig bliebe. Die Vorstellung, dass seine Frau das letzte hergeben könnte, war doch zu viel des Guten. Doch bestand in dieser Hinsicht keine Gefahr.

Beim Abschied wollte er mich unbedingt bis zu meinem Motorrad begleiten, um sich anzusehen, womit sein Freund den Weg zu ihm gefunden hatte. Den üblichen Handschlag akzeptierte er nicht. „*Nein, nein, von meinen Freunden verabschiede ich mich so!*“ - Und dann machte er mir einen der Bewegungsabläufe vor, die ursprünglich in den Ghettos von New York und Chicago entstanden sind und die sich inzwischen, wie ich bei meinen eigenen Schulkids die letzten Jahre beobachten konnte, auch in Europa grosser Beliebtheit erfreuen. Der mehrgliedrige Bewegungsgruss schloss mit „*Faust aufs Herz.*“

Ich will noch etwas zu den vielen Tausenden von Terzinen sagen, die Berthold Wulf aus Gemüt und Stift geflossen sind. Sie zeigen in meinen Augen die glücklichste Form lyrischer Dichtung, welche die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat. An vielen Stellen der Wulfschen geisteswissenschaftlichen Texte finden sich die Schritte dargestellt, wie Denken die Erkenntniskraft höherer Bildsamkeit, die Fähigkeit zur exakten Imagination in sich aufzunehmen vermag. Es ist dies auch das Thema seiner für ihn aussergewöhnlich kurzen Schrift „*Vom Ursprung der Erde*“ (50 Seiten). Sie führt den Untertitel: „*Mythologie - Naturerkennen - Geisteswissen*“ und ist „in Erinnerung an Novalis magischen Idealismus“ geschrieben und 1972 als Studienmaterial der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft Goetheanum herausgegeben worden. Fünf Jahre zuvor war bereits seine erste grosse Dichtung in Terzinen „*Canticum mundi*“ erschienen, die alles übertraf, was ich zuvor in dieser Richtung gelesen habe. Ich schwelgte in der hingezauberten Dichtung, in die sich das Leben eines übersprachlichen Meeres sich verwandelnder Bilder und Akkorde hinuntergesenkt hatte. Das Fehlen fester Vorstellungsufer hängt wiederum mit der Terzine zusammen, die nicht wie die anderen Formen des Strophen- und Gedichtbaues (etwa Paar-, Kreuz- und Wechselreime, Oden und Sonnette) einem Abschluss zustreben, sondern die Dreizeiler endlos zu Ringen ketten, bis sie zum Beispiel mit einem Paarreim gewaltsam beendet werden müssen. (Dies deshalb, weil der alleinstehende Reim der mittleren Zeile einer Terzine jeweils in der ersten und dritten Zeile der nächsten Terzine aufgegriffen wird.)

Die Terzine, von Dante in die europäische Literatur eingeführt, hat in Berthold Wulf ihren deutschen Meister gefunden. Die Terzine offenbart den Wulfschen Geist in seinem gezügelten, zielsicheren, unaufhörlichen Vorwärtstreben, das für den Dichter zur inneren Natur wurde, als er sich anschickte, die Wesenseinheit der Wortesbildekraft mit der Schönheit des Geistes und der Güte ihrer Menschheitsführer glaubwürdig zu bezeugen (Joh.1,1). - Pfr. Walter Giezendanner hat das Rundgespräch im Anschluss an die Menschenweihehandlung am 18.August 2012 in der Zürcher Gemeinde mit der Lektüre des (auch in Terzinenform verfassten) grandiosen Vorwortes des „Canticum mundi“ abgeschlossen. Später sollten sich noch viele andere Terzinen-Werke („Divinitas mundi“, „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz“, „Das Evangelium nach Johannes, abends am Wasser unter Sternen erzählt“) dem Terzinen-Erstling an die Seite stellen. Für seine letzte grosse Dichtung „Ez hiez ein Dinc der Gral“ (2350 Seiten in zwei Bänden) hat Berthold Wulf dann wiederum die Viererstrophe mit umfassenden Reimen (a,b,b,a) gewählt.

Viele der dreiunddreissig Gesänge des „Divinitas mundi“ beginnen mit diesen vier Terzinen, dadurch die Ritornellform der Strophenform bestärkend:

*...Und war ein abend auf dem abendgange
Und war wie wenn der sirius am reinen
Nachthimmel und mit warmgeschlafner wange
Nicht schien wie sonst am himmel sterne scheinen
Und war als weine er sein leid solange
Noch seelenwesen leiden und ihr weinen
Als mir gegenüber aus dem rebenhange
War wie wenn stimmen riefen aus den steinen
Im widerruf der sterne und ich fange
An und zu wissen wer ich sei und meinen
Gang auch zu gehn und ihn nicht zu verfehlen
Und ausser diesem nachtweg weiss ich keinen ...*

Einige Wochen nach meinem Besuch in Müllheim bat ich seine Frau, ob sie mir das Gedicht übermitteln könne, das er am Tage meines Besuchs geschrieben habe. Und sie tat es:

<i>Um und um ...</i>	<i>die Verschwisterung zu erglänzen</i>
<i>Wiederum</i>	<i>Evidenzen,</i>
<i>um und um</i>	<i>die umkränzen,</i>
<i>Süssgesumm</i>	<i>was sinnt, sieht</i>
<i>nicht verstumm,</i>	<i>das Gemüt,</i>
<i>wohl zuweilen,</i>	<i>steht und sinnt,</i>
<i>die Sternsteilen</i>	<i>und beginnt</i>
<i>aufzusteigen</i>	<i>in Weltfinsternissen</i>
	<i>Wissen wie zu wissen,</i>
	<i>Allerlei,</i>

*nebenbei,
wer er sei,
da indess
immer wieder
Augenlider*

*wimpern es
wiederum
um und um ...*

Sein Geist hatte begonnen, sich in seine Heimat zurückzuziehen. Für Aufmerkende liess er noch immer seine Wesensart, die ihm eigentümliche morale Intelligenz im gestauten Wort wie einen verschlüsselten Kinderreim erglänzen. Die sich reimenden Zeilen waren inzwischen zu Hauptwörtern geschrumpft, zu „Melodien“, „Evidenzen“, zum „Süssgesumm“ und zu „Augenlidern“, die sich mit Höfen des geheimen Zusammensinns einkleiden. Mit den Bienen des Süssgesumms, welche die Sonnenwärme des Pollenseims zu den pythagoreischen Himmelssphären hinauftragen, in denen die sternsteilen Melodien erklingen, befruchtet von den Intuitionen in Evidenzen, welche lehren, „wie zu wissen“ und mit Augenlidern, hinter denen in Weltfinsternissen die geistigen Bilder zwinkern, die zu verschwisterten Menschenggeistern flüstern. Nur eine Zeile benötigt noch vier der Worte. Sie offenbart den Denker, der sich sein ganzes Leben philosophisch geübt und in den Abstraktionen des reinen Denkens den Blutzoll der Wahrheitsliebe erbracht hat. (Wie gross war seine Bewunderung für *Herbert Witzemanns* Strukturphänomenologie, für die er eine ausführliche Rezension geschrieben hat, und wie auch für die logische Wissenschaft seines ihm so lieben Hegel! Beiden Geistern wird in seinem Werk „Jesus Christus“ in vielen Kapiteln gedacht.)

„Wissen, wie zu wissen“ heisst die Zeile, und dann noch „nebenbei, wer er sei.“ - Die strenge Forderung nach dem „Erkenne dich selbst“, die den verkörperten Menschenggeist dazu aufruft, seine Hüllennatur aufzuhellen, hat der wartende Tod bereits in seine Schranken gewiesen. Denn was ist der Mensch schon, ausser seiner Beziehung zum Kosmos? Ein lauter „nebenbei“. - „Was haben wir heute wiederum für einen herrlichen Tag!“

Vor vielen Jahren wählte ich während meiner Eurythmieausbildung am Goetheanum als Grundlage meiner ersten solistischen Darstellung eines der späten Gedichte *Hölderlins*, die er allesamt mit Scardanelli unterschrieb und um rund ein Jahrhundert zurückdatierte. Ich liebte in ihnen die geisdurchlässigen Naturchiffren und den überirdisch gelassenen Standort, von dem aus Scardanelli seine Kreuz- und Paarreime geformt hat. Das erwähnte Gedicht „Der Spaziergang“ beginnt so:

*Ihr Wälder schön an der Seite,
Am grünen Abhang gemalt,
Wo ich umher mich leite,
Durch süsse Ruhe bezahlt
Für jeden Stachel im Herzen.
Wenn dunkel mir ist der Sinn,
Denn Kunst und Sinnen hat Schmerzen
Gekostet von Anbeginn...*

So tief Hölderlin die Schönheit der Natur erlebte, „die gequollen vom Quell ursprünglichen Bilds“, so sehr strebte er sein ganzes Leben lang nach der innigen Verbindung

mit anderen Seelen, nach Liebe und Freundschaft. Mit *Hegel* und *Sinclair*, mit *Schiller* und *Schelling*, *Fichte* und *Novalis*, mit seiner Schwester, mit *Susette Gontard* und mit vielen anderen. Er war sich darüber im klaren, dass seine Zeit es mit sich brachte, dass die Freunde „ermatten auf getrenntesten Bergen“ - („Patmos“). - Doch seine Friedens-erkenntnis, dass es zur Natur des Geistes gehört, sich in Freundschaften darzuleben, vermag den Abgrund der Getrenntheit zu überbrücken. Dies hat er Scardanelli mit geradezu parodistischer Einfachheit erklären lassen:

*Wenn Menschen sich aus innerem Werte kennen,
So können sie sich freudig Freunde nennen,
Das Leben ist den Menschen so bekannter,
Sie finden es im Geiste intressanter.*

*Der hohe Geist ist nicht der Freundschaft ferne,
Die Menschen sind den Harmonien gerne
Und der Vertrautheit hold, dass sie der Bildung leben.
Auch dieses ist der Menschheit so gegeben.*

Mit Untertänigkeit Scardanelli, d. 20.Mai 1758